

Herklotzgasse 21

Über die jüdischen Räume in einem Wiener Grätzel

VON GEORG TRASKA

Das Forschungs- und Ausstellungsprojekt handelt von der jüdischen Gemeinschaft in dem Wiener Außen- und Arbeiterbezirk Rudolfsheim-Fünfhaus: den Vertriebenen wie auch den dagebliebenen Bewohnern und Bewohnerinnen, von den Vereinen, die alle Aspekte sozialen Lebens organisierten und regional, national und international vernetzten; von einer zerstörten Synagoge und einem in Resten erhaltenen Bethaus.

Es handelt von einem Segment sozialen Raumes, das der körperlichen Verfolgung, Beraubung und totalen Entrechtung ausgesetzt wurde, um dann aus der öffentlichen Oberfläche der Stadt getilgt zu werden und schließlich in weitgehendes Vergessen zu versinken. Dennoch haben sich, gerade in Wien, die architektonisch-städtebaulichen Strukturen, in denen sich die jüdische Gemeinschaft manifestiert hatte, seither wenig verändert. Dieser materielle Raum gibt uns die Chance, die Spuren wieder aufzunehmen und sichtbar zu machen. Wir arbeiten zusammen mit Überlebenden, die hier aufgewachsen sind, mit Historikern und jüdischen Organisationen, mit Filmemachern, Fotografen und Künstlern. Die Präsentationen werden eine Ausstellung mit Stationen in den Straßen und Gebäuden des Viertels, ein dauerhaftes Denkmal an der Stelle der zerstörten Synagoge und die Restaurierung der erhaltenen Storchenschul-Fassade, einen Film, Publikationen, eine Website und Führungen umfassen.

Die Initiative zu dem Projekt geht von den heutigen Mietern und Mieterinnen des Hauses Herklotzgasse 21 aus: Als Vertreter und Vertreterinnen sozialer Organisationen sind für uns Gegenwart und Zukunft nicht ohne Auseinandersetzung mit der Vergangenheit möglich. Beschäftigt mit Diskursen und Zusammenhängen sozialer Ausgrenzung und mit dem Aufzeigen von sozialen Ungleichheiten und konkreten Hilfestellungen für ausgegrenzte Menschen, dürfen und wollen wir uns der Geschichte des Ortes, an dem wir täglich arbeiten, nicht verschließen. Vor

diesem Hintergrund sollen nicht nur vergangenes Leid, Vertreibung und Sterben in den Mittelpunkt gestellt werden, sondern auch das Leben in den Häusern und Straßen dieses Bezirks, des heutigen Rudolfsheim-Fünfhaus.

Das Projekt wendet sich an die Wiener und Wienerinnen aus dem Bezirk und der übrigen Stadt; an die Geflohenen, die in aller Welt noch immer miteinander über ihre Herkunft kommunizieren und deren diesbezügliche Verständigung unsere Recherche international verbreitete und aktiv unterstützte – sowie an deren Nachkommen. Wir stellen unsere Präsentationen in einem Stadtviertel

zur Disposition, das heute wieder von Migration, sozialer Ungleichheit und Ausgrenzung belastet ist.

Die Entwicklung des Gesamtprojekts und der einzelnen Module erfolgt sukzessive in enger Kooperation mit relevanten Organisationen und Entscheidungsträgern rund um die Stadt Wien (Büro Stadtrat Mailath-Pokorny, Bezirksvorstehung des 15. Bezirks, Kuratorium für Kunst im öffentlichen Raum, Gebietsbetreuung für den 15. Bezirk), mit jüdischen Einrichtungen (Anlaufstelle der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, Jewish Welcome Service, Leo Baeck Institute – Austrian Heritage Collection), dem Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, dem Gedenkdienst, dem Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien (Prof. Frank Stern), dem

Nationalfonds und dem Zukunftsfonds der Republik Österreich. Eine Unterstützungszusage liegt außerdem von der Erste Bank Stiftung vor.

Gemeinde eines Außenbezirks – kein „jüdisches Viertel“

Im konzeptuellen Zentrum steht ein lokales räumliches Netzwerk. Es spannt sich um einige existierende Bauten und eine unbetretbare Grünanlage an jener Straßenecke auf, an der sich der große Turnertempel befunden hatte. In



Herklotzgasse 21, Sommer 2007

der Herklotzgasse 21 und im Gemeindehaus des Turnertempels befanden sich zahlreiche Fürsorge-, Turn- und religiöse Vereine sowie ein Kindergarten. Temporär wurde die Herklotzgasse 21 außerdem durch einen Bund jüdischer Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs sowie von Jugendlichen zu Unterhaltung und Tanz genutzt; und an hohen Feiertagen fanden bis zu 400 Personen in provisorisch gewidmeten Sakralräumen Platz. Das Bethaus in der Storchengasse 21 wurde zwischen 1890 und 1934 mehrfach ausgebaut und von seinem baulichen Bestand sind noch wesentliche Teile erhalten. In dem Haus war zudem eine Talmud-Thora-Schule eingerichtet und 1955 bis 1974

befanden sich darin die Räume des Haschomer Hazair¹ – womit auch schon die einzige uns bekannte jüdische Vereinsaktivität in dem Viertel nach 1945 genannt ist.

Die jüdische Bevölkerung des Arbeiterbezirks machte in den 1930er-Jahren ungefähr zehn Prozent aus – das waren proportional also etwa so viele, wie insgesamt Juden in Wien lebten (wobei die Verteilung in der Stadt bekanntlich sehr unregelmäßig war). Wenn man von jüdisch bewohnten Gegenden Wiens spricht, denkt heute kaum jemand an Rudolfsheim-Fünfhaus. Tatsächlich gab es hier auch kein „jüdisches Viertel“ im Sinn einer starken demografischen Konzentration, aber doch einen sozialen Knotenpunkt einer Vorstadtgemeinde. Deren Geschichte als religiöse Gemeinde begann 1846 mit einer Konzession an Hermann Groß, in seinem Speiselokal in der Feldgasse (später Sperrgasse) einen Minjan abzuhalten.² 1862 wurde sie zu einer von der Wiener Kultusgemeinde unabhängigen Filialgemeinde und erbaute in vollständiger Eigenverantwortung 1871/72, also nur wenige Jahre nach der bürgerlichen Gleichstellung der Juden und der errungenen Religionsfreiheit, eine bedeutende Synagoge nach den Plänen Carl Königs.³ Engagement und Ambition einer Gruppe von Menschen lassen sich an der bis 1876 währenden Finanzkrise ermesen, die die Existenz der Gemeinde ernstlich gefährdete, den Tempel mit der Versteigerung bedrohte und die nicht zuletzt dadurch gelöst wurde, dass zahlreiche Gemeindemitglieder persönlich für ausständige Summen hafteten.⁴ Seit ihrem Beginn bis zum frühen 20. Jahrhundert wuchs die lokale Gemeinde demografisch um ein Vielfaches – parallel zur Wiener jüdischen Gemeinde und zur gesamten Wiener Bevölkerung. Als sie 1892 (wie alle anderen jüdischen Vorstadtgemeinden zum Zeitpunkt der Eingemeindung der Wiener



Die Synagoge in der Turnergasse, der sogenannte Turnertempel (Postkarte, spätes 19. Jh.) ...

Vorstädte) der IKG Wien eingegliedert wurde, blieb sie weiterhin das organisatorische Zentrum für die Bezirke XII bis XV. Dieses Zentrum umfasste neben der Synagoge mit angeschlossenem Gemeindehaus und der Storchenschul zahlreiche Vereine – die meisten davon im heutigen 15. Bezirk gelegen und zuständig für die Bezirke XII bis XV.

Das Interessante an dieser jüdischen Gemeinde besteht also nicht in ihrer hervorragenden Bedeutung und Größe, sondern vielmehr in ihrer räumlichen und sozialen Lokalisierung innerhalb eines Arbeiterbezirks. Entsprechend fragen wir einerseits nach den „jüdischen Orten“ und nach deren lokaler, regionaler, nationa-

ler und internationaler Vernetzung; und andererseits nach den Formen des Zusammenlebens mit der nichtjüdischen Bevölkerung (in Wohnhäusern, an Arbeitsstätten, Schulen, auf der Straße et cetera) sowie nach den Grenzen und fließenden Übergängen von Identitäten und Identifikationen. Diese sind insbesondere in der Arbeiterkultur, in der sozialistischen und kommunistischen Politisierung und im Alltag der politischen Gemeinschaft oder Klasse zu untersuchen.

Standort, Akteure und Akteurinnen

Das Projekt entwickelte sich graduell aus dem Inneren des thematisierten Stadt- und Sozialraums – nicht betrieben von einer etablierten musealen oder wissenschaftlichen Institution. Zu Beginn dieses Jahres entschlossen sich die in der Herklotzgasse 21 arbeitenden Judith Püh-



... und dieselbe Stelle heute: Grünanlage Ecke Turnergasse und Dingelstedtgasse, 2007

ringer und Michael Kofler, durch eine klein angelegte Spurensuche etwas mehr über die Geschichte ihres Hauses herauszufinden. Vor zwei Jahren sind sie hier mit den Organisationen *dieloop.at* und BDV (Bundesdachverband für soziale Unternehmen) eingezogen, die sich mit Diskursen und Zusammenhängen sozialer Ungleichheit beschäftigen und konkrete Hilfestellungen für ausgegrenzte Menschen leisten. Von dem Haus wussten sie nicht viel mehr, als dass hier einige jüdische Vereine angesiedelt gewesen waren; dass es nach dem Zweiten Weltkrieg, als von der einst hier beheimateten Gemeinde nichts mehr übrig war, an die Israelitische Kultusgemeinde restituiert worden war; und dass die IKG es vor einigen Jahren an den heutigen Besitzer verkauft hatte. Etwas mehr erfuhren die hier Arbeitenden über eine biografisch-dokumentarische Erzählung Inge Rowhani-Ennemose, die von der Mutter der Autorin handelt, durch deren Leben alle Bruchlinien der Zeit verlaufen waren, und die ein Stück weit in der Herklotzgasse 21 angesiedelt ist.⁵ Die bewegende Erzählung machte ihnen klar, in welcher seltsamen Vergessenheit und Unsichtbarkeit ein doch so naher Geschichtsabschnitt versunken war, und wurde zum Antrieb für eine Recherche. Zu dieser luden Judith Pühringer und Michael Kofler den Verfasser dieses Artikels ein – womit ein Kernteam für das wachsende Projekt konstituiert war.

Aufgrund einiger kleinerer Publikationen⁶ und erster archivarischer Recherchen kam schnell eine historische Zusammenstellung zustande, die etwas von der Umtriebbarkeit einer lokalen Gemeinde und ihrer sozialen Netzwerke ahnen ließ. In Gesprächen mit Inge Rowhani-Ennemoser und mit Moshe Hans Jahoda gingen die ersten, wie zufällig gestreuten Keime einer Oral History auf. In Herrn Jahoda lernten wir den ersten Überlebenden kennen, der unweit der Herklotzgasse 21, in der Geibelgasse 13, aufgewachsen und dessen Kindheit ganz eng mit allen uns beschäftigenden Orten verbunden war. Durch die genaue Erinnerung und eindringliche persönliche gleichwie historisch-kulturelle Reflexion dieses „Vor-38ers“⁷ und durch das differenzierte Interesse, das unsere ersten Gesprächspartner dem Projekt entgegenbrachten, gewann es deutlichere und umfangreichere Gestalt. In Zusammenarbeit mit hinzugekommenen Partnerorganisationen und Sponsoren wurde schließlich aus der kleinen „Spurensuche“ ein umfangreiches Forschungs- und Ausstellungsprojekt.

Gedächtnis als kommunikatives Handeln

Seither entwickelte sich das Vorhaben gewissermaßen im Gleichschritt mit den so spannenden und ermutigenden Kontakten. Das impliziert auch ein bestimmtes Arbeitsgefühl: dass nämlich (neben Literatur- und archivarischer Recherche) all die Kontakte, die sich überwiegend als spontaner und engagierter Dialog entfalteten, zu einem guten Teil schon das Projekt selbst sind. Sie sind zugleich historische Quellen (Interviews), diskursiver Reflexionsraum und Anbahnung von Kooperationen, ohne dass diese Funktionen sauber unterschieden wären. Anders ausgedrückt gestaltet sich in ihnen jenes Gedächtnis, das den Gegenstand des Projekts ausmacht. Auf „Objektivität“ zielende Geschichtsforschung und Gedächtnis als gemeinsame und

Die Vergangenheit, deren katastrophale und ins Unbeschreibliche führende Gewalteskalation wir kennen, schärft die Frage nach den aktuellen Vorgängen der Ausgrenzung

erkenntnisoffene Aktivität sind darin keineswegs Gegensätze.⁸ Vielmehr stellen sie sich als verschiedene „Zustände“ einer gleichgerichteten Tätigkeit dar. Für Zeitgeschichtler mag ein solches „Arbeitsgefühl“ wenig überraschend sein. Für ein Projekt, das wesentlich auf Präsentationen im öffentlichen Raum und in verschiedenen Medien abzielt, impliziert es nicht nur Fragen der historischen Erkenntnis, sondern wird zur Gestaltungsaufgabe: Die vielfältigen Medien und Orte der Präsentation (Bauten und Straßen;



Das Bethaus in der Storchengasse, die „Storchenschul“, 2007

Ton und Film; Fotos und Dokumente; Printpublikationen und Website; Ausstellung und Führungen; Denkmale im öffentlichen Raum) repräsentieren dann verschiedene „Zustände“ auf der Achse Gedächtnis–Historie. Auf dieser Achse stehen einander gegenüber: an einem Ende Konkretheit, Personalisierung, Verortung, Daten-Heterogenität, Perspektivenvielfalt; und am anderen Ende Abstraktion, Synthese, Dislozierung, Daten-Homogenisierung (Verschriftlichung). Dabei wird nicht nur das Konkrete – wie eine moderne erkenntnistheoretische „Folgerichtigkeit“ es wollte – zunehmender Abstraktion zugeführt, sondern auch umgekehrt wird historisch, analytisch gewonnenes Wissen

durch das kommunikativ fluktuierende Gedächtnis infrage gestellt und neu verfasst.⁹ Diese doppelte Bewegung soll in der Vielfalt der Medien, Orte und Mitarbeiter selbst zum Gegenstand werden und für die adressierten Stadtbewohner und -besucher offengehalten werden.

Verortung von Oral History

Nach Jahrzehnten einer vorwiegend auf Täter-Dokumenten fußenden Geschichtsschreibung über Nationalsozialismus und Shoah hat sich die auf ausführliche Einzelinterviews gestützte Oral History (in akademischer Literatur, in Film und Sammlungen jüdischen historischen Erbes) längst als ein unverzichtbares Instrument bewährt, um die enorme Vielfalt individueller Erfahrungen und Schicksale narrativ zu erschließen – wobei die schwerer zu bewerkstellende Täter-Forschung noch weit nachhinkt.

Den vielfältigen Zeugnissen individueller Erfahrungen fehlt allerdings meistens eine konkrete Verortung in den Umgebungen, in denen sie sich zugetragen hatten: „Dem ‚Schweigen‘ [innerhalb der „privatisierten Geschichten“ der österreichischen und deutschen Nichtjuden] jedenfalls entsprach die scheinbare Spurenlosigkeit jüdischer Geschichte im realen, erfahrbaren öffentlichen Raum von Dörfern und Städten, und noch dort, wo die Erinnerung nicht verdrängt und abgewehrt wurde, schuf diese Ortlosigkeit der Geschichte eine seltsame Atmosphäre der Unwirklichkeit, und die im veranstalteten und privaten Gedächtnis damit erzeugte Sprach- und Bilderlosigkeit dauert bis heute an.“¹⁰ Zwar gab es neben den großen öffentlichen Museen und Gedenkstätten vor und nach dem Erscheinen von Sabine Offes museologischer Untersuchung zahlreiche kleinere, netzartig entwickelte und wesentlich auf privatem und halböffentlichem Engagement beruhende Projekte, die sich um eine Individualisierung und Lokalisierung von Geschichte bemühen und bei Offe unbeachtet bleiben. – Um nur einige zu nennen: die von Gunter Demnig initiierten und mittlerweile zu Tausenden in Deutschland (und angrenzenden Ländern) verlegten „Stolpersteine“¹¹ sowie die von Elisabeth Ben David-Hindler initiierten „Steine der Erinnerung“ in Wien (zahlenmäßig geringer, aber stärker kombiniert mit zusätzlichen erläuternden Tafeln, Führungen, Veranstaltungen et cetera)¹² oder das Projekt „Servitengasse 1938. Schicksale der Verschwundenen“,¹³ das die Geschichte aller jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner einer Straße in Wien untersucht und durch ein Denkmal sowie Publikationen veröffentlicht. Gleichwohl ist Offes Eindruck zuzustimmen. Denn meist konzentrieren sich die Projekte auf Vertreibung, Deportation und Ermordung, und selten werden die verschiedenen Medien des Gedächtnisses mit Bezug auf den lokalen, alltäglich erfahrbaren Raum kombiniert und zur komplexeren Darstellung jüdischen Lebens verdichtet. In diese Richtung ging beispielsweise das „Erinnerungspro-

jekt Synagoge Neudeggergasse“, das ein 1:1-Modell der Synagogenfassade auf einem Baugerüst errichtete und es mit einer Gedenkveranstaltung kombinierte, wobei zu diesem Anlass ein Dokumentarfilm mit Überlebenden aus dieser Gegend entstand.¹⁴ Die großen Interview- und Heritage-Sammlungen¹⁵ beinhalten in ihren umfangreichen biografischen Erzählungen wertvolle Details über lokale Verhältnisse und sind gut verschlagwortet. Doch konzentrieren sie sich wiederum ganz auf die Individualisierung von Gedächtnis, und als archivarische Sammlungen konstituieren sie vorerst einen Nichtort par excellence. Insgesamt dominiert also in Bezug auf das Gedächtnis an das europäische Judentum vor 1945 der Eindruck von Ortlosigkeit. Jedenfalls bleiben die Räume, die in der imaginären Sphäre schriftlicher und filmischer Erzählungen ausgespannt werden, weitestgehend vom realen Raum der Städte und Dörfer isoliert.

Der Austausch über die einstige jüdische Gemeinschaft im 15. Bezirk ist heute reger als je zuvor: zwischen den Überlebenden und über die Generationen hinweg

Auch unser Projekt kann die Tatsachen der Vertreibung und Zerstörung der hiesigen jüdischen Gemeinde und der versäumten Einladung zur Rückkehr nicht ignorieren oder durch imaginäre Projektionen im realen Raum rückgängig machen. Ein räumlicher Bruch ist also eine unvermeidliche Bedingung jüdischen Gedächtnisses in Ländern wie Österreich, Deutschland, Polen oder Ungarn. Und doch ist Ortlosigkeit des Gedächtnisses nicht mit pathetischem Impetus als feststehende Tatsache zu übernehmen: weder hier (in Wien) noch in den Lebensbereichen der Vertriebenen. Hier ist das Gedächtnis an jüdische Räume, bei aller Verdrängung, nicht gänzlich zu Tode geschwiegen worden. Nach Jahrzehnten des Schweigens treffen wir hier nichtjüdische und jüdische Zeitzeugen; und wenn diese heute auch öffentlich sprechen, dann liegt das an der gewandelten Haltung, die längst unterhalb des politisch „veranstalteten“ Gedächtnisses einen eigenen Ursprung und Antrieb gefunden hat. Aber auch das Gedächtnis der Vertriebenen an die Heimat ihrer Kindheit und Jugend ist nicht ortlos: Einmal ist es nicht vereinsamt an den heutigen Lebensorten der Vertriebenen; und zudem ist es nicht ohne Rückbezug zu dem Ort, von dem sie einst vertrieben wurden.

Eine der größten Überraschungen in unserer Recherche war die Mundpropaganda, mit der Israelis und US-Amerikaner unser Projekt verbreiteten: Sie bezeugt erstens das große Interesse an unserer Arbeit und eine Bereitwil-



Kindergärtnerin Marla Verständig (li.) mit Kindern, 1936



Privater Kindergarten in der Herklotzgasse 21, 1934



Kinder des privaten Kindergartens Herklotzgasse, 1936



Purimfest im Kindergarten Herklotzgasse 21, 1934

lichkeit zur Zusammenarbeit mit Österreichern (gleichviel ob diese jüdischer Herkunft sind oder nicht) und zweitens die Intensität, mit der die Vertriebenen heute international über ihre Herkunft kommunizieren und ihr mit neuem Antrieb nachgehen. So haben wir – schneller, als alle archivarische Recherche es vermochte – zahlreiche Überlebende kennen gelernt, die wir auf einer Israelreise interviewen werden können (bisher etwa 15 aus dem Viertel stammende). Damit sind wir in einen Kreis der Kommunikation eingetreten, von dem unser Projekt eine aktuelle lebendige Dimension bezieht, der aber auch durch unser Projekt intensiviert wird, indem wir als Vermittler zwischen Überlebenden fungieren. Wir schicken Fotos weiter und konnten lange Telefonate zwischen Menschen anstiften, die vielleicht seit siebzig Jahren nicht mehr miteinander gesprochen hatten. Noch gegen Beginn unserer Recherche klopfte ein älterer Herr an die Tür des Büros in der Herklotzgasse 21 und fragte, ob er seiner Frau die Räume zeigen dürfe, in denen er 1932 bis 1938 aufgewachsen war – ohne eine Ahnung von unserem Projekt zu haben, was sich beim anschließenden Abendessen zu wechselseitiger Freude änderte. Von den Personen, die der Jewish Welcome Service heuer nach Wien einlädt, kommen auch einige aus dieser Gegend; und er wird Personen

finanziell unterstützen, die anlässlich unseres Projekts hierherkommen wollen. Der Austausch über die einstige jüdische Gemeinschaft im 15. Bezirk ist also heute – bald siebzig Jahre nach dem „Anschluss“ – reger als je zuvor: zwischen den Überlebenden und über die Generationen wie auch über die Länder hinweg.

Lokale Fragestellung und Aktualität von Geschichte

Hier beginnt sich die lokale Fragestellung zu bewähren. Denn gewiss gibt es unter den Vertriebenen eine Verständigung über eine gemeinsame „Wiener Herkunft“. Doch war die Gemeinschaft von 180.000 Wiener Juden immer eine virtuelle. Mit der lokalen Fragestellung hingegen stießen wir – in einer für uns selbst nicht zu ahnenden Weise – auf den privaten Kindergarten in der Herklotzgasse 21 als zentralen Anknüpfungspunkt für Austausch und Verbreitung. Wenigstens zwei Drittel der bisher erreichten Überlebenden haben diesen Kindergarten besucht und einander über unser Projekt berichtet; wir haben zahlreiche Fotos erhalten und mit mehr und mehr namentlichen Identifizierungen füllen können. In den Interviews werden wir uns anstrengen, so viel wie möglich über diesen

Kindergarten herauszufinden; ebenso über den Kinderchor der Synagoge, den Makkabi-Turnverein und die Talmud-Thora-Schule in der Storchenschul und all die anderen Vereine und Begegnungsorte des Viertels. Zu der Volksschule in der Friesgasse bekamen wir bereits sehr genaue Erinnerungsberichte von einer christlichen Bewohnerin des Viertels, die sich genau an ihre jüdischen Mitschülerinnen erinnern kann. Von diesen werden wir wiederum eine in Israel treffen und feststellen können, ob auch sie, selbst noch in den Monaten nach dem „Anschluss“, einen so völligen Mangel an antisemitischer Agitation in dieser Schule erlebte und wie sie sich an den traurigen Abschied am Ende des Schuljahres 1937/38 erinnert.

Auf diese Weise erreichen wir eine breite perspektivische Auffächerung in der Erzählung von konkreten sozialen Orten – wofür wir neben möglichst vielen Vertriebenen auch Stimmen derer zu hören trachten, die damals nicht beraubt, entrechtet und zur Flucht gezwungen wurden. Wir möchten die fortwährend sich entwickelnden Räume der „jüdischen Gemeinde“, die Räume, die von der nicht-jüdischen und jüdischen Bevölkerung geteilt wurden, aber auch jene Räume, zu denen Menschen jüdischer Herkunft der gleiche und offene Zugang verweigert wurde, genauer fassen. Unter den seit dem 19. Jahrhundert gewachsenen Verhältnissen von bürgerlicher Gleichstellung und neuen Formen des Antisemitismus entfaltete die jüdische Gemeinde eine enorme Produktivität und Originalität der politisch-sozialen Selbstorganisation – zugleich mit Formen der Integration, Akkulturation und Assimilation. Diese Entwicklung wollen wir um ihrer selbst willen erforschen und als soziale Atmosphäre beschreiben. Zugleich aber gingen die Verhältnisse, innerhalb derer sich die jüdische Gemeinde so produktiv entfaltete, der Katastrophe entgegen – wie wir nachträglich, aber unumkehrbar wissen. Dennoch soll uns die Unvergleichlichkeit der Shoah nicht daran hindern, gerade auch jene Mechanismen und Abläufe der Ausgrenzung, die den Deportationen und der Vernichtung vorausgingen, zu studieren und darzustellen. In unserem Fragehorizont können wir weit ins Konkrete der „kleinen“ Handlungen und Ereignisse gehen und diese im Verhältnis zur zunehmenden politischen Diskriminierung durch die politisch immer radikaler definierte Mehrheit beschreiben. Damit treten wir aber auch in den Bereich der Vergleichbarkeit mit heutigen Verhältnissen ein. Die Vergangenheit, deren katastrophale und ins Unbeschreibliche führende Gewalteskalation wir kennen, schärft die Frage nach den aktuellen Vorgängen der Ausgrenzung und nach den verschiedenen Formen, mit kulturellen Unterschieden und Bedürfnissen umzugehen, sie zu moderieren oder politisch zu instrumentalisieren.

Auch im heutigen Rudolfsheim-Fünfhaus entzündeten sich an zahlreichen Orten soziale Auseinandersetzungen und werden als ethnische oder kulturelle Konflikte ausge-

tragen. Soziale Institutionen fördern hier das Gespräch und schaffen neue Orte, an denen eine gezielte Kommunikation zwischen den Gruppen stattfinden kann. Aus unserem Bürofenster in der Herklotzgasse 21 blicken wir seit einigen Jahren auf einen „Käfig“ für Kinder und Jugendliche. Diese Bezeichnung aus dem Jargon der Jugendlichen verdeutlicht schon, womit man es zu tun hat: ein eingezäuntes Stück Betonboden, versehen mit Fußballtoren und Basketballkörben. Das nicht ganz leise Treiben auf diesem Platz spiegelt die ethnische Zusammensetzung des Bezirks und das latente Konfliktpotenzial zwischen verschiedenen Interessengruppen wider, das von persönlichen Befindlichkeiten, aber auch Vorurteilen und Unwissen geschürt wird. Konflikte auf dem Platz werden auf unterschiedliche Weise ausgetragen: teilweise moderiert durch Jugendarbeiter und -arbeiterinnen aus dem Bezirk und teilweise von den Konfliktparteien selbst vorübergehend gelöst. Hier gilt es eine Balance zu finden zwischen individuellen Interessen und den Interessen einzelner Gruppen. Besonders unterreprä-



Sportplatz für Kinder und Jugendliche, sogenannter Käfig, zwischen Herzklotzgasse Nr. 26 und Nr. 22, 2007

sentierte Gruppen oder Menschen, die (noch) nicht fähig sind, ihre Anliegen zu artikulieren, brauchen entsprechende Unterstützung und Begleitung, damit ihre Stimmen gehört werden können.

In diesem Arbeitszusammenhang will auch das historische Projekt Brücken bauen. Jugendeinrichtungen und Schulen sowie ansässige Vereine mit und ohne Migrationshintergrund werden dazu eingeladen, in Workshops aktuelle Konflikte und Problemherde anzusprechen und zu bearbeiten. In einer Reflexionsphase sollen unabhängige Projekte zum historischen Thema entstehen. Das historische Verständnis soll aber auch zur Grundlage für eine nachhaltige Auseinandersetzung mit Vorurteilen und sozialer Ausgrenzung werden. Die vermittelte Geschichte des Grätzels kann eine neuartige Identifikation der Jugendlichen mit ihrem sozialräumlichen Umfeld schaffen und die Kommunikation zwischen den verschiedenen Gruppen fördern.

Vor dem historischen Hintergrund verschärft sich aber auch die gegenwärtige Frage, wie der politische Diskurs in die alltäglichen Konfliktsituationen, mit denen soziale Arbeit zu tun hat, hineinwirkt. Was geschieht, wenn eine „gemäßigte“ Regierungspartei unter dem Begriff „Wertedebatte“ die religiöse Zugehörigkeit als politisches Axiom ins Treffen führt; und wenn die Religion der „anderen“ unter terroristischem Generalverdacht so sehr politisiert wird, dass bald jedes religiöse Symbol dieser „anderen“ anstößig gemacht werden kann?

Oral History – Stadtraum – Archiv

Die in den Interviews manifestierte Vielstimmigkeit individueller Erinnerungen soll in Videoinstallationen für die Ausstellung und in einem Dokumentarfilm bearbeitet und mit dem städtischen und archivarischen Gedächtnis verknüpft werden.

Der städtische und architektonische Raum ist selbst Gedächtnisspeicher, bedarf als solcher aber der Aktivierung durch individuelle und kollektive Erinnerung. Seine evokative Kraft kommt gleichermaßen der Recherche und der Präsentation zugute. In der Oral-History-Recherche wirken sich die materielle Permanenz und die Gegenwart der baulichen Strukturen – zumal in einer Stadt wie Wien, in der sich der Bestand der gründerzeitlichen Viertel in der Nachkriegszeit relativ wenig verändert hat – aktivierend und kritisch gegenüber oft wiederholten und anekdotisch verfestigten Erzählungen aus. In der Präsentation wiederum kann der Stadtraum die Geschichte, sobald deren Spuren in ihm wiedererkannt und sichtbar gemacht werden, mit besonderer Vehemenz an die Gegenwart binden. Dafür ist es allerdings nötig, die historischen Darstellungen möglichst präzise an den thematisierten historischen Orten zu platzieren und zugleich möglichst schwellenlos in den alltäglich genutzten Stadtraum zu integrieren. Aufgrund dieser Einbindung können in Gesprächen und Führungen die offenen und schwierigen Fragen der Gegenwart historisch beleuchtet werden. Die Präsentationen im Stadtraum werden eine weite Spanne vom Temporären und Interaktiven bis zum Permanenten umfassen. In den Straßen des Bezirks, in denen sich auch vor 1938 das jüdische Leben keineswegs eindeutig unterschied oder visuell codiert war, planen wir gemeinsam mit Niko Wahl Bild- und Textinstallationen. Sie werden entsprechend der historischen Sichtbarkeit mit einer offenen Semantik arbeiten, die erst bei Führungen, Diskussionen oder auch in der Weiterbearbeitung durch dazu eingeladene Gruppen jeweils präzisiert werden wird. In diesen Installationen sollen besonders jene Themen bearbeitet werden, die mit überlagerten, verflochtenen und uneindeutigen Identitäten zu tun haben. Dahingegen sollen an den wenigen Orten, die öffentlich und stolz als „jüdisch“ gekennzeichnet waren – das sind die Gotteshäuser –, auch heute per-

manente Setzungen mit einer eindeutigeren Sprache ein Gedenken stiften: durch ein Denkmal an der Stelle des zerstörten Turnertempels, das wir zusammen mit dem Kuratorium für Kunst im öffentlichen Raum planen wollen, und durch eine Restaurierung der erhaltenen Storchenschulfassade (nach Möglichkeit kombiniert mit einer in der Fassadengestaltung integrierten Gedenkschrift). Die zentrale Ausstellung in der Herklotzgasse 21 wird in den verschiedenen Räumen (Einfahrt, Hof, Turnhalle, Außen- und Innenfassaden) – in Abstimmung mit historischen und gegenwärtigen Nutzungen – unterschiedliche Themen bearbeiten. Mit Florian Wenninger (als Mitarbeiter für Demografie, „Arisierungen“ und Restitution)¹⁶ planen wir eine Zusammenstellung gegenwärtiger Fotos von allen 125 „arisierten“ Häusern des Bezirks – und denken gegenwärtig darüber nach, wie wir die heutigen Bewohner dieser Häuser zur Reflexion und Mitteilung ihrer persönlichen Erinnerungen einladen können.

Eine nochmals ganz andere Linie des Gedächtnisses lässt sich an einer Geschichte darstellen, in der die Herklotzgasse 21 nicht als Ort umtriebiger Aktivitäten, sondern als Ort des Nichthandelns und des Absinkens von Information fungierte – als solcher aber nicht weniger signifikant. Kurz nachdem die Israelitische Kultusgemeinde im Jahr 2000 das Haus verkauft hatte, wurde in der ehemaligen Hausmeisterwohnung ein um 1980 eingelagerter Teil des Archivs der Kultusgemeinde wiederentdeckt. Die 800 in zwei Räumen gestapelten Umzugskartons stellten sich bald als ein Schlüsselbestand des Archivs heraus, von dem man heute sagen kann, dass es unter den großen jüdischen Gemeinden Europas vor 1945 in größter Komplettheit überliefert ist.¹⁷ An dem Bestand und seiner Geschichte lässt sich die innere Logik des „Archivs“, der Datenproduktion und der Verwandlung von bürokratischen Gebrauchsdaten in historische Daten, von deren fortgesetzter Translokierung und Transformation verfolgen. Noch spezifischer zeigt er aber, wie diese immanente Geschichte stets von äußeren, kontingenten und mitunter katastrophalen Geschichten bedingt wird. In diesem Fall sprechen das Vorhandensein dieses Archivbestands, seine Verlagerungen, sein Vergessenwerden und seine Wiederentdeckung von mehreren Abschnitten einer Geschichte des Unglücks und einer jüngeren Wendung zu neuem Selbstbewusstsein: Der erste Abschnitt handelt von der Arbeit an der Versorgung, der Flucht und schließlich der Deportation der jüdischen Gemeinde in die Konzentrations- und Vernichtungslager unter der Kontrolle der Nationalsozialisten. Der nächste handelt von einer traumatisierten Gemeinde nach 1945, die an ihrer Liquidierung arbeitete und von 1952 bis 1978 die wichtigsten Teile des „Alten Archivs“ und des NS-Bestandes nach Israel schaffte (als Dauerleihgabe der Central Archives for the History of the Jewish People) und andere Bestände in nur teilweise nachvollziehbarer Weise in Wien auslagerte – und vergaß. Und ein weiterer handelt

schließlich von der „Anlaufstelle“, die 1999 nicht als historisches Archiv mit einer Widmung an die „freie Forschung“ gegründet wurde, sondern als Beratungsstelle für jüdische NS-Verfolgte und deren Nachkommen in Hinblick auf Entschädigungs- und Restitutionsansprüche, Sozialleistungen und die Wiedererlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft. Dennoch ist sie die Stelle, in der junge Historiker und Historikerinnen arbeiten, mit dem „Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust Studien“ ein öffentlich zugängliches Archiv zu errichten trachten und diesem bereits vor seiner Verwirklichung eine internationale Öffentlichkeit verschaffen. – Diese Geschichte des Archivs wollen wir gemeinsam mit der Anlaufstelle historisch und wissenschaftssoziologisch untersuchen und visualisieren und einige exemplarisch ausgestellte Dokumente mit den Themen der Interviews und der übrigen historischen Darstellungen verknüpfen.

Die verschiedenen Teile der Ausstellung und Präsentationen im öffentlichen Raum werden von einer Website unter www.herklotzgasse21.at sowie von Printpublikationen begleitet. Alisa Douer wird als Porträtfotografin an den Publikationen und der Ausstellung mitarbeiten und unterstützt unser Projekt auf vielfache Weise. Zur Vertiefung des in Österreich noch so wenig bearbeiteten Themas des jüdischen Vereinswesens möchten wir zusammen mit einer wissenschaftlichen Institution eine Tagung veranstalten. Die verschiedenen Stränge der Erinnerungsarbeit und das umfangreiche Material der Interviews werden zudem in einen Film einfließen, der derzeit vorbereitet wird. Innerhalb der modularen und kooperationsoffenen Struktur des Projekts können auch theatralische oder musikalische Veranstaltungen entstehen. ❖

... Für Anregungen und weitere Kontakte und Ideen sind wir jederzeit erreichbar unter: office@dieloop.at, www.dieloop.at

Anmerkungen

1 ANGELIKA JENSEN: Sei stark und mutig! Chaska we'emaz! 40 Jahre jüdische Jugend in Österreich am Beispiel der Bewegung „Haschomer Hazair“ 1903–1943. Wien 1995, S. 192. Zur Storchenschul siehe PIERRE GENÉE: Wiener Synagogen 1825–1938. Wien 1987, S. 103.

2 Vgl. dazu LEOPOLD STERN: Geschichte der Israelitischen Kultusgemeinde im Bezirke Sechshaus (1846–1892). Wien 1892 – Christine Lewerenz-Weghuber: Die Juden in Rudolfsheim-Fünfhaus. In: David. Jüdische Kulturzeitschrift 4. Jg., Wien 1992 (Nr. 14), S. 9–12 (zweisprachig und mit umfangreichem Abbildungsapparat: dies.: Juden/Jews in Rudolfsheim-Fünfhaus, hg. v. Museumsverlag Rudolfsheim-Fünfhaus. Wien 1993) – Pierre Genée/Ronald Grosz: Die „Cultusgemeinde im Bezirke Sechshaus“. In: Die Gemeinde. Offizielles Organ der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, 15. März 1994 – 3. Nissan 5754 (Nr. 433), S. 31–32.

3 Genée (wie Anm. 1), S. 75–76 – ILAN BERESIN: Die Neorenaissance-Synagoge in Wien-Fünfhaus. In: David. Jüdische Kulturzeitschrift 14. Jg., Wien 2002 (Nr. 53), S. 20–21.

4 Stern (wie Anm. 2), S. 95.

5 INGE ROWHANI-ENNEMOSER: Nachrichten vom Verlust der Welt. Wien 2004.

6 Lewerenz-Weghuber und Genée/Grosz (wie Anm. 2).

7 Nach einer Karriere als Botschafter und in Ministerien sowie sozialen Organisationen Israels war er seit 1990 für den American Joint in Osteuropa tätig, ist seit 1999 Leiter der Claims Conference Österreich und seit 2004 Repräsentant derselben in Deutschland; außerdem in weiteren Organisationen tätig, die mit der historischen Aufarbeitung von Nationalsozialismus und Holocaust sowie mit Restitutions- und Entschädigungsfragen zu tun haben.

8 So will es David Lowenthal: „History“ und „Heritage“. Widerstreitende und konvergente Formen der Vergangenheitsbetrachtung. In: ROSMARIE BEIER-DE HAHN (Hg.): Geschichtskultur in der Zweiten Moderne. Frankfurt a.M. 2000, S. 71–94 – ders.: Possessed by the past. The heritage crusade and the spoils of history. New York 1996.

9 Das Achsenmodell mit Bewegung in beiden Richtungen lehnt sich an wissenschaftssoziologische Modellbildungen an. Vgl. BRUNO LATOUR: Circulating reference. Sampling the soil in the Amazon Forest. In ders.: Pandora's Hope. Essays on the reality of Science Studies, Cambridge (Mass.)/London 1999, S. 24–79. Die Bewegung von Wissen und Wissenschaft zu einer vielfältigen Sprache der Dinge und sozialen Praktiken löste Latour gemeinsam mit Peter Weibel in dem am ZKM in Karlsruhe 2005 realisierten Ausstellungsprojekt „Making things public“ ein.

10 SABINE OFFE: Ausstellungen, Einstellungen, Entstellungen. Jüdische Museen in Deutschland und Österreich. Berlin/Wien 2000, S. 64.

11 www.stolpersteine.com.

12 www.steinedererinnerung.net.

13 www.servitengasse1938.at.

14 KÄTHE KRATZ/HUBERT GAISBAUER (Hg.): Verlorene Nachbarschaft. Die Wiener Synagoge in der Neudeggasse. Ein Mikrokosmos und seine Geschichte. Wien 1999 – „Abschied ein Leben lang“, Regie und Drehbuch: Käthe Kratz; Produktion: Extrafilm, Österreich 1999.

15 Deren größte ist das Steven Spielberg Jewish Film Archive: www.spielbergfilmarchive.org.il.

16 Er bringt in das Projekt eine Datenbank aus einem Forschungspraktikum, das am Staatswissenschafts-Institut der Universität Wien bei Prof. Walter Manoschek entstanden war, ein.

17 Vgl. Lothar Hölbling/Ingo Zechner: Achtung Baustelle! Die Arbeiten an der Wiedererrichtung des Archivs der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. In: Ordnung muss sein. Das Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, Ausstellung im Jüdischen Museum Wien 4. Juli – 21. Oktober 2007, Wien 2007, S. 29–34.



Georg Traska

Jahrgang 1968. Studierte Kunstgeschichte und arbeitete als wissenschaftlicher Assistent an der Universität Wien (Mag. 1995) und der Uni Trier (Dr. des. 2004). In den Jahren 2000 bis 2006 leitete er das Bildarchiv des Sigmund-Freud-Museums Wien und arbeitete an Ausstellungen, Konzeptionen und wissenschaftlichen Projekten mit. 2005 Research Fellow bei der Galerie der Forschung (Österreichische Akademie der Wissenschaften). Seit 2005

forscht und arbeitet er im Bereich Bau- und Kulturerbe. Gegenwärtig Mitarbeit in dem hier vorgestellten Projekt.